



Ausgefallenes Standgefäßdesign im 20. Jahrhundert

Elisabeth Huwer, Heidelberg / Individuell gestaltete Apothekenstandgefäße sind im letzten Jahrhundert selten geworden. Im Wechselausstellungsbereich des Deutschen Apotheken-Museums schmücken diese Rara nun eine ganze Vitrine. Einige besonders schöne Objekte werden erstmals der Öffentlichkeit präsentiert.

Bis weit ins 19. Jahrhundert gab es in vielen Apotheken Standgefäße, deren Dekor und Form eigens nach der Vorstellung des Apothekenleiters gestaltet wurden. Doch mit der Industrialisierung geriet der individuelle Entwurf schnell ins Abseits. Die meisten Apotheker wählten nun per Katalog aus einem ebenso gefälligen wie begrenzten Angebot aus. Nach der Wende zum 20. Jahr-

ten oder einer biedermeierlichen Herzform; jetzt dominierten sachlich gestaltete, oval, achteckig oder rund gefasste Kartuschen, die von einer oder mehreren Linien umrandet waren (Abbildung 1).

Gegenüber den Vorgängermodellen boten diese Behälter einige Vorteile. Sie waren genormt, einfach zu handhaben, gut zu reinigen und unproblematisch lie-



Abbildung 2: Durch Initialen und Dekor individualisierte Standgefäße aus der Hausapotheke von Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern; Nymphenburg, um 1900 Inv.-Nr. II B 321, II B 330

hundert ließ kaum ein Apotheker mehr seine eigenen Vorstellungen von Glas-, Porzellan- oder Holzbehältern in die Realität umsetzen. Im Bestand des Deutschen Apotheken-Museums gibt es als Teil der Dokumentation dieser Epoche einen kleinen Sammelschwerpunkt bei Standgefäßen des 20. Jahrhunderts, die sich durch einen künstlerischen Gestaltungswillen oder zumindest eine individuelle Note auszeichnen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts veränderte sich das Bild der Standgefäße in den Offizinregalen. Die anmutigen, verspielten Gefäßformen und -dekore des Historismus wichen einem sachlich wirkenden Typ weißer Porzellangefäße in schlichter Zylinderform mit Stülpedeckel. Hinzu kamen meist klarsichtige, runde bis ovale, teils mehrfach facettierte Glasflaschen und anstelle der Holzbüchsen schlichte eckige Blechdosen. Die Beschriftung stand nun nicht mehr in verschlungenen Rankenornamen-

ferbar. Vor allem aber war das Preis-Leistungs-Verhältnis auf Grund der immensen Produktionszahlen in den neuen Fabriken unschlagbar günstig.

Damit waren die Tage der vielen kleinen Glas- und Keramikwerkstätten gezählt. Ihre Produkte traten gegenüber den industriell gefertigten rapide in den Hintergrund. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ersetzte nahezu jede der damals rund 7500 deutschen Apotheken ihr Standgefäßsortiment durch die neuen Industrieprodukte – in der Regel Hunderte von Gefäßen je Apotheke. Sehr viele dieser neuen Gefäße sind heute noch erhalten; daher gelten sie nicht als Kostbarkeiten auf dem Antiquitätenmarkt.

Wertvolle Individualisierung

Jedoch wurden diese typischen Formen in einigen Fällen geschmackvoll individualisiert, wie die elegant mit Blattgold gestalteten Signaturkartuschen der Porzellan-



Abbildung 1: Massenware wie die zylindrischen Porzellanstandgefäße aus der Löwen-Apotheke Göttingen prägten ab der Wende zum 20. Jahrhundert das Bild der Offizin. Hersteller unbekannt, um 1930 Inv.-Nr. II B 620, II B 628

fäße aus der Manufaktur Nymphenburg zeigen (Abbildung 2). Dass diese Gefäße von höchster Qualität sind, muss nicht verwundern, denn es handelte sich um einen herrschaftlichen Auftraggeber: Die Krone und die verschlungenen Initialen »LF« weisen Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern (1859 bis 1950) als Besitzer aus. Er gab sie um 1900 in Auftrag. Die Gefäße entstammen übrigens nicht der Münchner Hof-Apotheke, wie manchmal angenommen wird, sondern der Hausapotheke des Prinzen, der als Arzt tätig war.

Eine persönliche Note zeigen auch die von der Form her absolut gängigen Standgefäße, die sich Apotheker Walter Heinrich (1868 bis 1946) für die Offizin seiner Hirsch-Apotheke in Halle 1927 anfertigen ließ. Als Sammler pharmaziehistorischer Preziosen war er an einer künstlerischen Gestaltung der Gefäße sehr interessiert. So wick er bei manchen vom typischen weißen Grundton ab und wählte eine schwarze Hintergrundfarbe (Abbildung 3). Die nach eigenen Entwürfen gestaltete Kartusche weist mit den



Abbildung 3: Typische Form mit singulärem Dekor aus der Hirsch-Apotheke in Halle; Hersteller unbekannt, 1927 Inv.-Nr. II B 157

Initialen »HE« auf den Familiennamen hin und nimmt mit dem Hirschgeweih sowie dem Hubertuskreuz auf den Apothekennamen Bezug.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ kaum noch ein Apotheker Standgefäße aus Porzellan und anderen Materialien eigens für seine Apotheke anfertigen. Solche Stücke sind daher echte Rara. Im Bestand des Museums werden derzeit zwei Ensembles bewahrt, eines aus den 1950er- und eines aus den 1960er-Jahren.

Die »Gute Form« in Heilbronn

Die Epoche des Wiederaufbaus repräsentieren die Standgefäße aus der Sichererschen Apotheke in Heilbronn (Abbildung 4). Das Apothekengebäude – ein traditionsreiches Fachwerkhaus im Herzen Heilbronn – wurde 1944 bei einem Luftangriff zerstört. An gleicher Stelle entstand nach den ebenso kunstverständigen wie mutigen Vorstellungen des damaligen Besitzers Alfred Harmuth (1899 bis 1957) eine neue Apotheke.

Das Gebäude mit seinem konsequenten 1950er-Jahre-Stil erregte nicht nur in der Architektur-Fachpresse Aufsehen. Baukörper, Fassadengliederung und Inneneinrichtung sind bis hin zu den kleinsten Papieretiketten in genau aufeinander abgestimmtem Design gehalten.

Apotheker Harmuth konnte für die Standgefäßausstattung der Apotheke einen Meister seines Fachs gewinnen: Heinrich Löffelhardt (1901 bis 1979). Der gelernter Bildhauer und spätere Industriedesigner war einer der wichtigsten Protagonisten des modernen Produktdesigns im Nachkriegsdeutschland. Aus seinen Entwürfen für die Porzellanfabriken Arzberg und die Jenaer Glaswerke in Mainz entstanden teils jahrzehntelang produzierte Geschirrserien, die allesamt Designklassiker wurden. Für die Apotheke schuf er ein in Form und Farbe sensibel aufeinander abgestimmtes Standgefäßensemble, bestehend aus matt graugrün lackierten Holzdosen, zart eierschalenfarbenen irdenen Standgefäßen und rauchfarbenen Glasflaschen. Letztere wurden 1955 bei Gral-Glas in Göppingen produziert.

Das Ensemble ist ein hervorragendes Beispiel für das von der Bauhausschule postulierte Ideal der »Guten Form«. Kennzeichnend sind Einfachheit und Schlichtheit, verbunden mit einer materialgerechten Gestaltung, die auf Langlebigkeit ausgelegt ist. Kein Wunder, denn Heinz Löffelhardt arbeitete zeitlebens immer wieder für und mit dem Bauhausprotagonisten Wilhelm Wagenfeld (1900 bis 1990).

Auch Wagenfeld wirkte an den Entwürfen für die Sichererschen Apotheke mit. Denn nicht nur in der Stuttgarter Werkstatt von Löffelhardt, sondern auch in der 1954 gegründeten »Werkstatt Wagenfeld«



Abbildung 4: Designobjekte: Die Standgefäße aus der Sichererschen Apotheke Heilbronn wurden vom Industriedesigner Heinrich Löffelhardt 1955 gestaltet. Gral-Glas, Werkstatt Wagenfeld
Inv.-Nr. II B 679, II B 677, II A 2144, II A 2139, II G 645-646

entstanden Teile des Ensembles für die Heilbronner Apotheke.

Aus den Ideenschmieden von Löffelhardt und Wagenfeld kamen viele weitere Gebrauchsgegenstände unseres heutigen Alltags. Viele sind inzwischen Klassiker des modernen Industriedesigns, so Produkte für die Firmen Schott, Braun und Rosenthal, unter anderem das »Lufthansa-Geschirr«.

Produktdesign aus Meisterhand

An die Bauhaus-Idee knüpft auch das derzeit jüngste, speziell auf eine Apothekeneinrichtung abgestimmte Ensemble im Bestand des Museums an. Es handelt sich um drei außergewöhnlich gestaltete Porzellangefäße – Teile eines wesentlich größeren Ensembles – aus der Adler-Apotheke in Remscheid. Ihre Entstehung begleiten ähnliche Umstände und Zielsetzungen wie bereits beschrieben (Abbildung 5). Auch hier wurde nach der kriegsbedingten Zerstörung des historischen Apothekengebäudes ein hoch moderner Neubau errichtet und damit ein Zeichen der deutlichen Abgrenzung gegenüber der jüngeren Vergangenheit gesetzt.

Charmante Werbung

Zwei Lorbeerbäumchen und zwei schlanke Säulen flankieren eine anmutige Momentaufnahme: Eine junge Dame prüft unter dem gelassenen Blick einer schlanken schwarzen Katze den Sitz ihres Haars, das zu einer lockeren Hochfrisur gesteckt ist. Sie trägt ein weißes Abendkleid aus fließender Seide, das an Armen, Hals und Schultern viel Haut zeigt. Die Dame kann sich diese Großzügigkeit leisten, so signalisiert die Szene dem Betrachter, denn sie pflegt ihre Haut mit Abazia-Hautcreme. Das Produkt ist zwar heute nicht mehr im Handel, die Werbeaussage jedoch

Als in den 1960er-Jahren bereits eine Erweiterung des Neubaus anstand, betraute man den Luxemburger Künstler Theo Kerg (1909 bis 1993) mit der Gestaltung. Er war unter anderem in Düsseldorf Schüler des Expressionisten Paul Klee (1879 bis 1940) gewesen und später selbst als Lehrer an der Düsseldorfer Akademie tätig. Sein künstlerisches Gesamtwerk findet sich in Luxemburg, Frankreich und Deutschland; in der Hauptsache sind es Skulpturen, Gemäldezyklen und Kunst am Bau.

Das Apothekerehepaar Ruepp lernte Kerg bei einem Aufenthalt in Paris in den 1960er-Jahren kennen und schätzen. Im Jahr 1965 gestaltete man nach seinen Entwürfen nicht nur die Außenfassade neu, sondern stimmte auch die Inneneinrichtung der Adler-Apotheke darauf ab. Diese erhielt ein bis heute original und geschlossen erhaltenes, hoch qualitatives Gesamtdesign »aus einem Guss«, das auch die neuen Standgefäße einbezog. Deren sachliche Form – schlanke, elegante, weiß glänzende Zylinder mit Stülpedeckel – und die in Kleinbuchstaben ausgeführte Beschriftung knüpfen nahtlos an die Bauhaus-Idee

kommt auch dem heutigen Betrachter recht vertraut vor.

Das Titelbild dieser Beilage steht stellvertretend für einen im Aufbau befindlichen Sammelschwerpunkt des Deutschen Apotheken-Museums. Zeitlich ist er vom 19. bis zum 20. Jahrhundert begrenzt. Thematisch wurden zwei Schwerpunkte gebildet: Werbung für das Randsortiment und Informationsmaterialien zum Arzneimittelsortiment pharmazeutischer Unternehmen. Sachspenden aus diesen Bereichen sind im Museum herzlich willkommen.

Karton-Werbeaufsteller für Abazia-Creme, etwa 1910. Inv.-Nr. VII A 788



Abbildung 5:
Porzellanstand-
gefäße aus der
Adler-Apotheke
Remscheid, Design
des Künstlers Theo
Kerg, 1965
Inv.-Nr. II B 488-490

an. Das gesamte Ensemble zeichnet sich durch die zeitlose Eleganz eines hervorragenden Entwurfs aus. Die Gefäße aus der Adler-Apotheke Remscheid sind ebenso wie die Heilbronner Stücke ein hervorragender Beleg für nachhaltiges Produktdesign

des 20. Jahrhunderts aus Meisterhand. Noch heute sind zahlreiche von Kergs schönen Standgefäßen in der Remscheider Apotheke zu sehen. Sie sind nicht nur ein markanter Blickpunkt, sondern werden regen benutzt.

Interview

Auf Japanisch durchs Museum

Brigitte M. Gensthaler, München / »Kon-nichi-wa« klingelt es im Eingangsbereich des Deutschen Apotheken-Museums. Mit einer leichten Verbeugung begrüßt Noriko Nakamura japanische Gäste und führt sie durch die Schauräume. Die PZ sprach mit der Japanerin über ihr Engagement.

PZ: Frau Nakamura, seit einigen Jahren sind Sie als freie Mitarbeiterin im Apotheken-Museum tätig. Wie entstand der Kontakt?

Nakamura: Seit 20 Jahren arbeite ich als offizielle Stadtführerin in Heidelberg. Doch nach den Anschlägen im September 2001 blieben die Touristen aus. Diese Flaute habe ich zum Lernen genutzt, damit ich auch im Heidelberger Schloss führen darf. Die Anfrage einer Firma, die ihren japanischen Gästen einen Schloss- und Museumsbesuch aus einer Hand ermöglichen wollte, war schließlich der Auslöser für den Kontakt mit der Museumsleiterin, Frau Huwer. Inzwischen darf ich auch im Apotheken-Museum führen. Derzeit bin ich der einzige offizielle Guide in Heidelberg, der in der Stadt, im Schloss und im Museum führen darf. Darauf bin ich schon stolz.

PZ: Gefällt den Gästen die Führung in ihrer Muttersprache?

Nakamura: Früher hat immer ein Dolmetscher übersetzt. Doch dann dauert die Führung entweder doppelt so lang oder man kann nur die Hälfte der Informationen vermitteln. Außerdem lassen sich Details in der Muttersprache besser vermitteln. Ich betreue auch Kleingruppen und Einzelpersonen, wenn beispielsweise Firmen hochrangigen Besuchern aus Japan etwas Besonderes bieten wollen. Das ist ein richtiger VIP-Service im Museum.

PZ: Welche Abteilung interessiert Ihre Gäste besonders?

Nakamura: Der Höhepunkt ist sicher die *Materia medica*. Die alten Heilmittel, ihre Herstellung und Anwendung, aber auch die wunderschönen Gefäße sind faszinierend. Ich beginne aber immer mit einer Einführung in die Pharmazie- und Medizingeschichte der europäischen Antike und des Mittelalters.

PZ: Ist das nicht sehr speziell?

Nakamura: Die meisten Japaner sind neugierig auf fremde Kulturen und ihre Geschichte. In unseren Schulen bekommen



Führt in japanischer Sprache durch das Apotheken-Museum: Noriko Nakamura Foto: Zierz

1979 schenkte Apotheker Hans Ruepp die drei abgebildeten Gefäße anlässlich des 250-jährigen Apothekenjubiläums dem Deutschen Apotheken-Museum. Im Übergabeschreiben heißt es: »Im jetzigen tiefgreifenden Wandel werden sie wohl einmal zu den letzten individuell gestalteten Gefäßen gehören.« Dies ist sicherlich richtig, auch wenn heute eine zarte Renaissance von Porzellangefäßen in der Apotheke zu verzeichnen ist. So wird dieser kleine Bereich – im Gegensatz zu manch anderen Sammelschwerpunkten des Deutschen Apotheken-Museums – in den nächsten Jahren einen wohl eher überschaubaren Zuwachs haben. Der aber ist auf jeden Fall erwünscht, so dass Angebote von und Hinweise auf ähnlich individuell gefertigte oder individualisierte Ensembles gerne entgegengenommen werden. /

wir einen breiten Überblick über die europäische, chinesische und amerikanische Entwicklung. Ich muss gestehen, dass ich nicht viel über die japanische und chinesische Pharmaziegeschichte weiß; die europäische kenne ich besser.

PZ: Wie werben Sie für Ihr Angebot?

Nakamura: Die Pharmafirma Otsuka Seiyaku gibt in Japan monatlich eine kostenlose Zeitschrift für Apotheker und Ärzte heraus, mit vielen kulturellen Beiträgen. Seit Anfang 2006 berichtet Frau Huwer darin regelmäßig über das Museum. Sie schreibt, ich übersetze. So ergänzen wir uns bestens. In den nächsten beiden Jahren werden Ärzte und Apotheker in Japan also viel über das Heidelberger Museum erfahren – eine gute Werbung.

Die Studenten erreichen wir über ein Heft, das viermal im Jahr an japanischen Universitäten verteilt wird. Dort schreibe ich über die deutschen Apotheken, Gesundheitspolitik, Patientenversorgung und Krankenkassen – und natürlich über das Deutsche Apotheken-Museum.

PZ: Derzeit übersetzen Sie die Homepage des Museums. Mit welchem Ziel?

Nakamura: Viele Leute wollen sich vorab über ihr Reiseland informieren. Wenn wir das Museum in japanischer Sprache vorstellen, werden wir neue Besuchergruppen erschließen. Ich hoffe, dass es einen richtigen Ansturm auf das Museum gibt.

PZ: Ihre Motivation für die ehrenamtliche Arbeit im Museum?

Nakamura: Wir zeigen so viele schöne Exponate, aber ohne Erklärung ist das nur die Hälfte wert. Derzeit gibt es nur ein kleines Leporello für japanische Besucher. Bei den Führungen will ich meinen Landsleuten diese Kostbarkeiten nahe bringen. /

Donnerkeile in der Apotheke

Claudia Sachße, Heidelberg / Seit der Antike galten Donnerkeile als Schutzsymbol gegen Blitz und Donner. Später mauerte man sie in Häuser und Kirchen ein oder trug sie als Amulett um den Hals. In der historischen Literatur sind sie regelmäßig als Arzneirohstoff zu finden.

Sie lagen auf Äckern, in Wäldern und in der Erde: langkonisch und spitz, geformt wie Keile, gelochte Hämmer oder Pfeile verschiedener Größe. In früheren Zeiten glaubten viele Menschen, die Gebilde entstünden mit dem Donnerknall an der Stelle, wo ein Blitz auf die Erde schießt. Andere Namen wie »Alpschoß« oder »Schoßstein« zeugen vom Glauben an überirdische Wesen, die den Menschen mit Pfeilen Schusskrankheiten oder den »Alp« – schlechte Träume – brächten.

Die Belemniten, so genannt wegen der pfeilähnlichen Form, sind heute als fossile Überreste von Cephalopoden (»Kopffüßler«, Tintenfische) bekannt. Seit der Antike finden sie sich als »Lapis Lyncis« (Luchsstein) in der Literatur und wurden damals von griechischen Ärzten verwendet. Wohl aus dieser Zeit stammt die Vermutung, die Objekte entstünden aus dem Harn des Luchses. Das Tier grabe ein Loch in die Erde und verscharre seinen Urin darin, wo dieser zu einem spitzen Stein verhärtet. Zwar zweifelte schon Plinius daran, doch der Name blieb. Die Zuordnung zum Harn eines Tieres erklärt sich durch den hohen Schwefelanteil, der bei geeigneter Bodeneinlagerung bei der Fossilierung entsteht. Dies verursacht eine gelbe Farbe und unangenehmen Geruch.

Als Donnersteine – »Lapis Ceraunius« – galten die wohl schon in antiker Zeit nicht mehr erkannten vorgeschichtlichen Artefakte: Geräte aus Felsgestein oder Feuerstein. Die werkzeugähnliche Gestalt galt als eine Laune der Natur und so finden sich später auch Begriffe wie Donneraxt und Strahlhammer. Die wenigen Darstellungen von Cerauniae zeigen stark stilisierte Stücke; nur in Ausnahmen sind sie naturalistisch und erlauben eine formenkundli-

che Einordnung in das bekannte Material vorgeschichtlicher Kulturen.

Im Lauf der Jahrhunderte verschmolzen Belemniten und Cerauniae in der Vorstellung der Menschen zu eng verwandten Gattungen. Man nahm für sie wegen der oft ähnlichen Form und Farbe die gleiche naturgewachsene Entstehung an. Auch schlagen sowohl Feuersteine als auch schwefelhaltige Belemniten Funken – Grund genug, beide mit Blitzen zu verbinden.

Mit der Axt gegen Gelbsucht

Im Bestand des Deutschen Apotheken-Museums finden sich drei Gefäße mit Lapis Lyncis. Eines ist zusätzlich von Hand beschriftet: »Donnerkeil«. Ein solches Gefäß und Rohmaterial werden auch im Pharmaziemuseum Brixen aufbewahrt.

Die literarischen Quellen zu Ceraunia und Lapis Lyncis, mehrheitlich aus dem 16. bis frühen 18. Jahrhundert stammend, reichen von einer kurzen Erwähnung im Arzneischatz bis zur Angabe von Indikation, Rezeptur und Preisvorgaben. Dies ist zum Beispiel bei Albertus Magnus, Jacob Meydenbach, Valerius Cordus, Conrad Gesner, Georg Agricola, Johann Schröder und in der Pharmacopoea Wirtenbergica nachzulesen. Die medizinische Wirksamkeit der Donnerkeile wurde aus verschiedenen Richtungen abgeleitet. Elemente der Signaturenlehre finden sich ebenso wie Humoralpathologie oder Chemiatrie, dabei ist der Einfluss des Volksglaubens an die Schutzwirkung dieser Objekte als Amulett nicht zu unterschätzen.

Johann Schröder gibt 1686 die häufigsten Anwendungsgebiete wieder: »Er taugt wider den Stein / Geelsucht / Bauchfluss / . . . das febrische ferment . . . heilet die Wunden / soll auch vor das Seitenstechen helfen . . .«.

Standgefäße mit Lapis Lyncis (Luchsstein) im Arzneischatz des Karmelitenklosters Schongau aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts
Inv.-Nr. II A 759,
II A 872



Belemnit (oben links) und Donneraxt (Mitte) bei M. B. Valentini, Museum Museorum ... (1714) (Bibl.-Sign. 2 Val 1/1). Steingeräte dieser Form waren im 3. Jahrtausend v. Chr. in weiten Teilen Mitteleuropas üblich. Lapis Judaicus – Judenstein – bezeichnet ebenfalls ein Fossil mit ähnlich zugeschriebener Wirkung. Der Name weist darauf, dass er ursprünglich aus »Judäa« (Israel) bezogen wurde.

Am häufigsten wurden pulverisierte Donnerkeile steinaustreibenden Arzneigemischen zugesetzt, zum Beispiel im »Lithontribon Nicolai« im Dispensatorium des Valerius Cordus. Die Spitze von Keilen und Belemniten prädestinierte diese zum Einsatz gegen Seitenstechen, die oft gelbe Färbung gegen Gelbsucht. Gemäß der Viersäfte-Lehre galten die Steine als kalt und trocken, Hitze und Feuchte anziehend, und wurden daher gegen Wassersucht, Fieber, Wunden und Schmerzen eingesetzt.

Vom Statussymbol zum Wirkstoff

Die besondere Bedeutung, die den Donneräxten beigemessen wurde, lässt sich über Jahrtausende zurückverfolgen. Bereits in der späten Jungsteinzeit, als im 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. solche Geräte hergestellt und gebraucht wurden, hatten sie einen hohen Wert als Waffe und Statussymbol. In mythischer Ahnenverehrung wurden sie von den Menschen der Bronze- und Eisenzeit im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. wiederverwendet und in den folgenden Jahrhunderten in veränderlicher Bedeutung erneut aufgenommen.

Das Wissen um ihren wahren Hintergrund war spätestens im Mittelalter verloren und kam erst im Humanismus des 17. Jahrhunderts wieder ins Bewusstsein. Stets blieb jedoch ihre Besonderheit im Gedächtnis haften. So fanden die Artefakte als Schutz gegen Krankheiten ihren Weg in den Arzneischatz. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts verschwinden die Cerauniae aus der Materia medica – als bereits seit einem Jahrhundert bekannt war, dass es keine naturgewachsenen Steine, sondern Artefakte aus vergangener Zeit waren. /





Museumsmitarbeiterin Charlotte Lagemann bei der Schulung der angehenden Adepten vor der Vitrine mit Arzneimitteln in paracelsischer Tradition

Alchemie

Nicht alles Gold glänzt

Heike Haß, Heidelberg / Das Deutsche Apotheken-Museum wartet mit einer neuen Themenführung auf. Im Mittelpunkt steht die Verbindung von Alchemie und Heilkunde.

Diese Erweiterung des Führungsangebots wurde zunächst für die Lange Nacht der Museen erarbeitet, die am 18. März stattfand (siehe PZ 17/06, Seite 70). Hier im Austausch zwischen den Ausführenden und dem Publikum erprobt, ergab sich daraus ein neues Modul. Der Besucher, der die neue Themenführung bucht, erfährt vieles, was er schon immer über die »Alchemie« oder Alchemie wissen wollte: Seit wann gibt es sie, woher kommt sie und womit beschäftigt sie sich? Sind heute noch Alchemisten – oder neutral gesagt: Alchemiker – bekannt? Ebenso werden Fragen nach der Zusammensetzung des Steins der Weisen, der Quintessenz und des Lebenselixiers nach bestem Wissen

und Gewissen beantwortet. Auch die Goldherstellung hat anhand von mehr oder weniger erfolgreichen Beispielen ihren Platz: So begegnen wir Georg Honauer (1573 bis 1597), der vorgab, aus Eisenstangen Gold herstellen zu können. Als der Schwindel aufflog, ließ Fürst Friedrich I., Herzog von Württemberg, aus dem restlichen Eisen einen mächtigen Galgen bauen und den Betrüger in einem mit Flittergold bestückten Spottgewand daran baumeln.

Rund 100 Jahre später wurde ein anderer Alchemist durch seine Erfindung berühmt. Dem ehemaligen Apothekergesellen Johann Friedrich Böttger (1682 bis 1719) gelang zwar nicht, wie vom sächsischen Kurfürsten August dem Starken (1670 bis

1733) gewünscht, die Goldvermehrung, doch die Herstellung von weißem Gold: Porzellan.

Ein eminent wichtiger Vertreter, der mittels Alchemie Heilkunde praktizierte, war der stark umstrittene Arzt und Chirurg Paracelsus (1493 bis 1541). Neben seiner praktischen Ausrichtung imponierte der umtriebige Wanderarzt auch als innovativer Wissenschaftler. Dem seit der Antike gängigen Vier-Säfte-Schema, das Krankheiten, ihre Diagnose und Therapie erklärte, setzte er eine neue Theorie zur Zusammensetzung von Arzneimitteln entgegen. Aus den drei Stoffen Salz, Quecksilber und Schwefel könne man alle Heilmittel herstellen.

Auch der Ort, an dem sich seit fast 50 Jahren das Deutsche Apotheken-Museum befindet, unterstreicht die Verbindung von Heilkunde und Alchemie. Der pfälzische Kurfürst Ottheinrich (1502 bis 1559), der diesen Teil des Heidelberger Schlosses erbauen ließ, war selbst ein leidenschaftlicher Anhänger und Förderer der Alchemie. Er verfolgte nicht so sehr wie seine Fürstenkollegen die Goldherstellung, die unermesslichen Reichtum versprach, sondern konzentrierte sich aus persönlichem Interesse auf die Förderung von wissenschaftlichem Schriftgut und die Herstellung von Arzneimitteln auf alchemischem Weg.

Die Führung gestaltet sich im Dialog, da sie von zwei Personen präsentiert wird. Die Teilnehmer sind zur aktiven Mitwirkung eingeladen. Kosten für eine Gruppe bis zu 35 Personen: 75 Euro. Terminabsprache und Buchung über das Deutsche Apotheken-Museum, Im Schloss, 69117 Heidelberg, Telefon: 0 62 21/2 58 80;

E-Mail: info@deutsches-apotheken-museum.de /

Ein Museumsführer zum Schwelgen

PZ / Schätze aus zwei Jahrtausenden Kultur- und Pharmaziegeschichte, verbunden mit einer spannenden Zeitreise durch diese Epochen, präsentiert der neue, reich bebilderte Museumsführer des Deutschen Apotheken-Museums.

Nach einer Einleitung zur Geschichte des Museums und seiner Organisationsstruktur ist der erste Hauptteil des Buchs eng an das Konzept der Dauerausstellung angelehnt. Die Geschichte der Heilkunde und des Apothekenwesens, die Apotheke als Arbeitsplatz, das Berufsbild des Apothekers sowie Arzneimittel von der Antike bis heute sind Themen, die in Text und Bild ausführlich vorgestellt werden. Der zweite Teil ist den Sammlungsgruppen des Museums gewidmet: Standgefäße, Mörser, Gewichte und Waagen, Reiseapotheken, Etiketten und Werbematerialien, Arbeitsge-

räte, Medaillen und Plaketten, Philatelie, religiöse Volkskunst, Grafiken und Schriftstücke. Wie in anderen Museen kann auch im Deutschen Apotheken-Museum nur ein Teil der Bestände in den Schauräumen gezeigt werden. In dem umfassenden Führer werden daher auch viele Objekte aus dem Magazin des Museums, manche sogar zum ersten Mal, in prächtigen Bildern vorgestellt. Ebenso wird die Bibliothek präsentiert. Zum Abschluss gewährt die Autorin und Museumsleiterin einen „Blick hinter die Kulissen“, also in die vielfältigen Aufgaben des Museumsmanagements. Literaturverzeichnis, Serviceinformationen zum Museumsbesuch und Informationen zur Gesellschaft Deutsches Apotheken-Museum, die als Herausgeber des Bandes fungiert, runden das rund 300 Seiten starke Buch ab. /



Huwer, E., Das Deutsche Apotheken-Museum. Schätze aus zwei Jahrtausenden Kultur- und Pharmaziegeschichte, 1. Aufl., 370 Abb. Schnell und Steiner Verlag Regensburg 2006, 29,90 Euro. Zu beziehen über den Govi-Verlag.

Mesopotamien

Kunstvolle Glasgefäße für Parfümöl

Gisela Stiehler-Alegria, Neu-Isenburg / Als man Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus in Babylonien und Assyrien die ersten Glasgefäße zur Aufbewahrung duftender Essenzen schuf, galt die Glasherstellung noch als geheime Kunst, die familiär tradiert wurde. Aus derselben Region und Ära sind Parfümrezepte überliefert, die ähnlich streng gehütet wurden und bis ins 1. Jahrtausend nahezu unverändert blieben.

Mesopotamien nahm unter den frühen Hochkulturen eine Vorreiterrolle in der Kunst der Glasherstellung ein. »Lasurstein aus dem Schmelzofen« lautete die sumerische Bezeichnung für opake Glaserzeugnisse, die sich nicht nur an Euphrat und Tigris großer Beliebtheit erfreuten. Doch obwohl man seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. ganze Textserien über die Glasherstellung schrieb, brachten erst jüngste Expeditionsergebnisse aus dem Nildelta Klarheit über die Technologie antiker Glashütten. Man darf vermuten, dass die ägyptischen Arbeitsmethoden des 13. Jahrhunderts v. Chr. den kontemporären mesopotamischen vergleichbar waren.

Im ägyptischen Pi-Ramessum wurde aus fein gemahlenem Quarzsand und Alkalisalzen Rohglas in Tontöpfen bei 900 °C vorgeschmolzen, um zerbröckelt und mit Pigmenten vermischt in einem zweiten Erhitzungsschritt bei etwa 1100 °C zu homogenen Glasbarren aufbereitet zu werden. Derart hohe Brenngrade erzielten die Ägypter dank der Entwicklung feuerfester Schmelztiegel aus Spezialkeramik.

Nachdem das erstarrte Glas aus den Tiegeln herausgebrochen war, konnte man es schneiden und polieren oder erneut

schmelzen und farbige Gefäße kreieren. Dass die Glasmacher des 14. Jahrhunderts v. Chr. bereits beachtliche Mengen produzierten, beweisen die Glasbarren aus dem Schiffswrack von Uluburun, dessen Fracht kürzlich geborgen wurde.

Bis zur Erfindung der Hohlformtechnik und der Entwicklung durchsichtigen Glases im 8. Jahrhundert nutzten die Handwerker das Sandkernverfahren. Sie steckten einen stoffumwickelten vorgeformten Kern auf einen Stab, tauchten das Ganze in die Glasschmelze und zogen es unter Drehen heraus. Den Sandkern entfernte man später durch Auskratzen. Auf diese Weise entstanden Becher und Spitzfußfläschchen, aber auch kugelige und zylindrische Formen. Die raue Innenfläche des Gefäßes sowie anhaftende Faserreste verriet den Archäologen den Herstellungsmodus.

Farbige Dekoration

Um eine attraktive Farbpalette zu gewinnen, kamen Metalloxide zum Einsatz. Tiefblau leuchteten schon im 14. Jahrhundert v. Chr. die babylonischen Kobaltgläser, während man mit Cu(I)oxid und durch das Redoxverfahren feuerrotes Glas erzielte. Spezialisiert hatten sich die mesopotamischen



Typisches Spitzfußfläschchen des 15. Jahrhunderts v. Chr. mit blauer Dekoration auf braunem Grundton, Höhe 15,8 cm, Assur, Aquarell der Autorin

Glasmacher auf das seltene Weiß und Gelb, gewonnen aus Antimonverbindungen.

Form und Dekoration der Glasgefäße blieben lange Zeit nahezu unverändert, wohl weil die komplizierte Technik den Typenvorrat begrenzte. Ein Merkmal der assyrisch-babylonischen Produktionen ist die braune Grundfarbe. Generell aber wurden hellere Fäden auf die dunkle Gefäßwandung aufgeschmolzen und zu einem Girlandenband oder Federmuster »gekämmt« oder als Riefungen oder Buckel ausgelegt.

Mit den kleinen braunen Fläschchen assoziiert man unwillkürlich ätherische Öle. So ist es vielleicht kein Zufall, dass die mesopotamischen Parfümrezepte aus derselben Stadt und Epoche stammen wie die Fläschchen und Schmelzöfen, nämlich aus der Residenzstadt Assur (heutiger Mittelirak). Die Zentren der Glasproduktion und Parfümgewinnung lagen offenbar eng beieinander.

Duftnoten nach uralten Rezepten

Schon die Menschen im Altertum wussten, dass das olfaktorische Erleben das Befinden positiv beeinflusst. Duftende Salben oder Öle gehörten zum täglichen Bedarf und daher zu den Dingen, die man Töchtern mit in die Ehe gab – das lehren zumindest die königlichen Mitgiftlisten. Diese Essenzen bargen ganze Duftcocktails und begnügten sich nicht mit Standardpräparationen wie »Sesamöl mit Zedernduft«, das beispielsweise der »normale« Bürger benutzte. Dennoch sind im 2. Jahrtausend v. Chr. unter



Kugelfläschchen aus Babylon (Irak), 8. Jahrhundert v. Chr.; schwarzer Glaskörper umwickelt mit weißen und rotbraunen Glasstreifen; Höhe 9,2 cm. Berlin, Vorderasiatisches Museum

Foto: J. Liepe



Becherggefäß aus Assur (Irak), 15. Jahrhundert v. Chr. Plastische Buckelgirlanden aus weißem, aufgeschmolzenen Glas, Höhe 10,4 cm. Berlin, Vorderasiatisches Museum

Foto: J. Liepe

Parfüm noch keine alkoholischen Destillate ätherischer Öle zu verstehen, sondern wohlriechende Wässer, Salben und Öle, die Harze, Pflanzen- und Blütenextrakte enthielten.

Reines Brunnenwasser und hochwertiges Pflanzenöl stellten üblicherweise die Grund- und Trägerstoffe solcher Kompositionen dar. Ob es sich um Sesamöl oder das geschätzte, eigens aus der Levante importierte Olivenöl gehandelt hat, lässt sich vorerst nicht definieren. Eine zweifelsfreie Identifikation ist bei den meisten Zutaten nicht möglich. Gesichert sind Substanzen wie Koniferenharze und -hölzer (Wacholder, Zeder), Umbelliferenharze (Asant, Galbanum), Terebinthina, Styrax, Opobalsam, Mastix, Myrte, Kalmusrohr, Labanum (Zistrose) und Gräser. Spätestens im 1. Jahrtausend v. Chr. kamen Myrrhe, Weihrauch und Hanf hinzu, ferner zahlreiche Gewürze des Ostasienhandels. Prinzipiell kann man davon ausgehen, dass die im vorderen Orient heimische Pflanzenwelt reichlich genutzt wurde.

Die Wahl der Grundstoffe lässt sich über altsumerische »Harz-Listen« erschließen, die in Form von Abrechnungen kursierten. Sie verraten, dass die Salböle der Tempel Kuhbutter als Trägersubstanz verlangten; eine Vorschrift, die noch im 6. Jahrhundert in Neubabylonischen Archiven auf-

taucht. Diverse Listen aus dem 3. Jahrtausend beziehen sich auf Verfahren des Mazrierens und Digerierens, wozu meistens Wasser, aber auch Gerstenbier verwendet wurde.

Zahlreiche Parfümtexte sind aus den Städten Mari (Syrien) und Assur (Irak) überliefert. Die Rezeptanweisungen einer assyrischen »Salbenbereiterin« zeigen, dass man im 13. Jahrhundert v. Chr. die ganze Bandbreite pharmazeutischer Tätigkeiten praktizierte und über ein gut bestücktes Labor verfügte, in dem jedes Gerät Funktion und Namen hatte. Unklarheiten bleiben bezüglich der Fachbegriffe, Mengenverhältnisse und bestimmter Arbeitstechniken. Möglicherweise setzte der Autor dieses Wissen voraus und fixierte deshalb nur grob die Arbeitsschritte: Mazrieren und digerieren zerkleinerter Pflanzenteile, Zugabe von Extrakten und Öl unter Erhitzen, abkühlen, abschöpfen, dekantieren, verdünnen, umfüllen, anreichern, Öl einrühren und erwärmen, schwimmende Fettschichten abheben, eindampfen, tagelang stehen lassen, wieder erhitzen, kolieren, Vorgang mehrmals modifiziert wiederholen bis zur Sättigung, schließlich Abfüllen in die Gefäße. Ob man dies schon »enfleurage à chaud« nennen darf, sei dahingestellt.

Salböl für den König

Parfümöle dienten nicht nur der Körperpflege, sondern erfüllten auch rituelle Zwecke. Das »große Öl« – šmnu rabū – stellte ein Salböl für den Kult des Sonnentempels von Sippar im Südirak dar, an dessen Zusammensetzung nichts geändert werden durfte. Die Aufsicht über die Herstellung lag in

den Händen einer Familie, die die Rezepturen Jahrhunderte lang hütete.

Im Tempeldienst und am Hof genossen Frauen mit der Tätigkeit als »murraqitu«, die sich besonders der Anfertigung wohlriechender Wässer und Salben widmeten, große Achtung. Die einer namentlich genannten assyrischen Parfümbereiterin zugeschriebenen Essenzen waren dazu bestimmt, während des Festtagszeremoniells »über den König gegossen« zu werden.

Eine solche Rezeptur erforderte tagelange Vorbereitungen, denn sie enthielt mehr als zwölf Inhaltsstoffe, wobei bislang leider nur Opobalsam, Myrtenblüten, Zypergras (Papyrus oder eine andere Cyperaceae) und Kalmusrohr als Bestandteile identifiziert werden konnten. Beim letzten Arbeitsgang für das »Königsöl« fügte man dem aus den diversen Ingredienzien gewonnenen Extrakt noch Kalmus und Myrte hinzu, dekantierte, gab nach dem Erhitzen Öl zu, ließ abkühlen und drei Tage stehen, seihete durch, köchelte das Koliertgut, rührte Öl dazu, nahm den Topf vom Feuer und kühlte ihn ab. Koliert wurde direkt in das bereitgestellte Fläschchen. Während man die gewonnenen Essenzen und Balsame in speziellen Glasgefäßen auffing, wurde das durch die fraktionierte Abscheidung zurückbleibende Restgut sicherlich nicht verworfen, sondern seiner Konsistenz entsprechend abgefüllt.

Ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. verfeinerte sich die Parfümgewinnung im vorderen Orient. Erste Destillationsmethoden sind belegt. Rosenblätter wurden jetzt im schonenden Enfleurage à froid-Verfahren ausgezogen. /

Impressum

»Deutsches Apotheken-Museum« ist eine Beilage der Pharmazeutischen Zeitung.

Redaktions- und Verlagsanschrift:

Pharmazeutische Zeitung,

Carl-Mannich-Straße 26,

65760 Eschborn,

Telefon (0 61 96) 9 28-2 80

Fax (0 61 96) 9 28-2 75

Verantwortlich für den Inhalt:

Apotheker Professor Dr. Hartmut Morck, Chefredakteur der Pharmazeutischen Zeitung

Redaktion: Apothekerin Brigitte M. Gensthaler

Layout: Klaus Gilbert

Abbildungen: Deutsches Apotheken-Museum (wenn nicht anders gekennzeichnet)

Erscheint zweimal im Jahr.

Weitere Angaben im Impressum der Pharmazeutischen Zeitung

Anschrift der Verfasserin:

Dr. phil. Gisela Stiehler-Alegria, Am Forsthaus 44, 63263 Neu-Isenburg